



SORJ CHALANDON

Die vierte Wand

Roman

Aus dem Französischen
von Brigitte Große

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Von Sorj Chalandon sind bei dtv außerdem erschienen:
Die Legende unserer Väter (24899)
Rückkehr nach Killybegs (24974)

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds
für ein Arbeitsstipendium.



Deutsche Erstausgabe 2015
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© Éditions Grasset & Fasquelle, 2013
Titel der französischen Originalausgabe:
>Le quatrième mur<
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2015 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky
unter Verwendung eines Fotos von
Arcangel Images / Miguel Ángel Muñoz
Gesetzt aus der Bulmer
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26066-4

Für Valentine,
die mich gefragt hat, ob sie ihr Kuscheltier
in den Himmel mitnehmen darf . . .

Prolog

»So ... Diese Leute werden euch jetzt die Geschichte der Antigone spielen. Antigone ist die kleine Magere, die da drüben sitzt und schweigt. Starr blickt sie vor sich hin und denkt. Sie denkt, dass sie nun gleich Antigone sein wird, dass sie plötzlich nicht mehr das schwächliche, schwarze, verschlossene Mädchen ist, das keiner in der Familie ernst nimmt, sondern dass sie sich allein gegen die Welt stellen wird und gegen Kreon, ihren Onkel, der König ist. Sie denkt daran, dass sie sterben muss und – weil sie ja noch so jung ist – dass auch sie gerne noch leben möchte. Aber man kann ihr nicht helfen. Sie heißt Antigone und muss ihre Rolle durchhalten bis zum Ende.«

Jean Anouilh,
Antigone
(1942)

Tripoli, Nordlibanon

Donnerstag, 27. Oktober 1983

Ich fiel. Stand wieder auf. Stolperte durch den Schutt in die zerbombte Werkstatt. Flammen, Rauch, Staub, ich spuckte Gips, der mir die Kehle versengte. Ich schloss die Augen und hielt mir die Ohren zu. Stieß an eine niedrige Mauer, schlitterte über Kabel. Die Explosion hatte die halbe Decke weggerissen. Ringsum klatschten brennende Zementbrocken auf den Boden, es klang wie Ohrfeigen. Hinter einem Autogerippe klaffte ein Loch. Eine Kriegsschrunde, der Asphalt war bis in sein Sandbett aufgeplatzt, wie eine Blüte. Ich strauchelte, der Körper in Fetzen, Trümmer im Bauch. Ich zitterte. Hatte noch nie so gezittert. Mein rechtes Bein wollte weg von mir, wie eine aufgescheuchte Heuschrecke im Sommergras. Ich drückte es mit beiden Händen auf den Boden. Es blutete, mein irres Bein. Dabei hatte ich gar nichts gespürt. Ich hätte gedacht, dass Wunde und Verwundeter zusammengehören. Dass der Schmerz einen anschreit, wenn man getroffen wird. Aber ich hatte keinen Schlag, keinen Aufprall gespürt. Erst das Blut sprach eine eindeutige Sprache, mein klebriger Lebenssaft. Die Hose war zerrissen und rauchte. Nun stach mein Bein wie ein entzündeter Zahn. Mein Hemd klebte vor Schweiß. Ich hatte die Tasche mitgenommen, aber die Jacke in Marwans Auto gelassen, meine

Papiere, mein Geld, alles, was mir geblieben war. Ich hätte nie gedacht, dass ein Kampfpanzer das Feuer auf ein Taxi eröffnen könnte.

»Raus hier, Georges!«

Wir waren die Küstenstraße entlangefahren. Hinter den Hügeln ging die Sonne auf. Gleich nach der Kurve lauerte ein sandfarbener syrischer Panzer im Hinterhalt. Riesengroß versperrte er uns den Weg. Mein Druse fluchte. Trat auf die Bremse. Ich hatte geschlafen. Schreckte hoch. Er geriet in Panik, legte auf dem Abhang über dem Meer den Rückwärtsgang ein. Der Panzer erwachte. Kaum wahrnehmbar. Ein Luftholen. Das Kanonenrohr schwenkte.

»Geh in Deckung, verdammt!«

Ich griff nach hinten zum Rücksitz, schnappte meine Tasche, tastete nach meiner Jacke, meinem Pass, ohne den Tod aus den Augen zu lassen. Dann gab ich auf. Das stählerne Maul bleckte uns an. Chaos in meinem Kopf.

»Er wird nicht schießen! Er kann doch nicht auf ein Taxi schießen!«

Eine rote Raute und ein gelber Kreis prangten auf dem Geschützturm, Figuren wie aus dem Geometriebuch. Dazu drei weiße arabische Ziffern, mit Schablone aufgesprüht. Gebückt lief Marwan über die Straße. In den Schutz einer zerstörten Werkstatt. Die Wände waren von Bombensplittern durchsiebt und schwarz von Ruß. Ich öffnete die Autotür und rannte mit offenem Mund auf die gähnende Ruine zu.

»Mach den Mund auf, wenn Granaten fallen«, hatte mein Freund mir beim ersten Mal geraten. »Wenn du den Druck nicht rauslässt, platzt dir das Trommelfell.«

Als ich die Werkstatt erreichte, kam er mir entgegen.

»Ich hab die Schlüssel auf dem Armaturenbrett liegen lassen!«

Die Schlüssel liegen lassen? Absurder Gedanke. Die Kanone verfolgte uns. Mich beim Hineinlaufen, ihn beim Hinauslaufen. Schwankte zwischen unser beider Schrecken.

Der Schuss ging los, als ich den Fuß auf den Schatten setzte.

Ich fiel, wie man stirbt: vom Feuerschlag am Genick gepackt und bäuchlings zu Boden geworfen. Ich lag halb drinnen, halb draußen, die Füße noch auf der Böschung, die Hände schon auf dem Zement, die Stirn zerschrammt. Verblüffung des Körpers. Ein pudriges Licht zerriss den Beton. Ich stand wieder auf. Dichter Rauch, grauer Staub. Erstickend. Ich hatte Sand in der Kehle, eine Lippe war aufgeplatzt, meine Haare rauchten. Ich sah nichts mehr. Silberpailletten zerrieben meine Lider. Die Granate hatte getroffen, aber noch nicht gesprochen. Dann der Donnerschlag nach dem Blitz, wie wenn Stahl zerreißt. Es roch nach Pulver, heißem Öl, verschmortem Metall. Als es krachte, warf ich mich in den Graben. Mein Magen kam hoch. Ich erbrach mich. Ein Strom von Galle und Stücken von mir. Ich brüllte meine Angst hinaus. Die Fäuste geballt, die Ohren blutend, bedeckt von Schatten und salziger Erde.

Bewegung kam in den Panzer. Er knirschte auf die Werkstatt zu. Ich sah ihn nicht, hörte nur seine Wucht. Die Kanone zauderte. Schwenkte nach rechts und nach links, der Mechanismus kreischte. Spuckte die leere Geschosshülse aus. Das Klackern hallte über die Straße. Dann Stille.

»Das ist ein sowjetischer T55, ein dickes altes Väterchen.«

Ich zuckte zusammen. Eine heisere Stimme in schlechtem

Englisch. Im Halbschatten neben mir lag ein betagter Mann auf dem Rücken. Im selben Loch. Ich hatte ihn nicht bemerkt.

»Zieh den Kopf ein, der legt nach.«

Palästinensertuch, weißer Bart, Zigarette zwischen zwei Fingern. Der Mann rauchte. Trotz Panzer, Gefahr und Weltuntergang rauchte er und ließ seinen halb geöffneten Lippen ein friedliches Wölkchen entschweben.

»Ist das bequem?«

Er zeigte auf meinen Bauch. Ich lag auf seiner Waffe, der Kolben quetschte meinen Schenkel, das Magazin bohrte sich in meinen Oberkörper. Ich hatte mich auf ein Sturmgewehr geworfen, um einer Granate zu entgehen. Ich rührte mich nicht. Er nickte lächelnd. Draußen setzte sich der Panzer in Bewegung. Der malträtierte Motor jaulte auf.

»Er zieht sich zurück«, flüsterte der alte Mann.

Der Schatten des Panzers gab das Morgenlicht frei und das verbrannte Gras. Er zog sich weiter zurück. Ich wartete auf das Lachen der Mäowen, um wieder Atem zu holen. Rappelte mich hoch. Auf einen Ellbogen gestützt, mit offenem Mund. Hielt Ausschau nach Marwan, erst im Getöse, dann in der Stille. Hoffte, ihn wiederkommen zu sehen, lachend und die Autoschlüssel über dem Kopf schwenkend. Seinen Singsang zu hören, wie verrückt es doch gewesen war, zum Taxi zurückzulaufen. Und noch viel verrückter, sich von mir in diese schwachsinnige Geschichte hineinziehen zu lassen. Hoffte, von ihm brüderlich in die Arme geschlossen zu werden, während er dem Himmel dafür dankte, dass wir verschont geblieben waren. Hoffte lange. Draußen schossen Männer mit leichten Gewehren. Schreie, Befehle, Kriegsgetümmel. Die lange Salve eines Maschinengewehrs. Ich rollte mich auf die Seite. Blut schoss stoßweise aus meinem

Bein. Der Palästinenser riss mir den Gürtel aus der Hose und band den Schenkel ab. Ich lag auf dem Rücken. Jetzt kam der Schmerz mit Hammerschlägen. Der Mann schob mir eine Decke unter den Kopf und richtete mich am Rand des Lochs etwas auf.

Da sah ich Marwan. Seine Beine ragten über die Straße. Die Explosion hatte ihm die Kleider vom Leib gefetzt, nackt und blutig lag er auf dem Rücken.

Weiter oben hustete der Panzer immer noch. Die Klage des Windes war wiedergekommen. Der Atem des Meeres. Der alte Palästinenser hatte sich auf die Seite gedreht, den Ellbogen aufgestützt und die Wange in die Hand gelegt. Er beobachtete mich. Ich schüttelte den Kopf. Nein, ich weinte nicht. Ich hatte keine Tränen mehr. Man muss sich ein paar fürs Leben aufsparen, sagte er. Und dass ich ein Recht habe auf meine Angst, meinen Zorn, meine Traurigkeit.

Mühsam setzte ich mich auf. Stieß seine Waffe mit dem Fuß von mir weg. Er kam näher. Er und ich in der Mulde. Er trug ein emailliertes Fatah-Abzeichen im Knopfloch. Sanft nahm er mein Kinn in die Hand, ich ließ es geschehen. Er drehte mein Gesicht ins Tageslicht. Beugte sich über mich. Die Lippen leicht geöffnet unter dem schäbigen Bart. Als wollte er mich küssen. Er beobachtete mich. Suchte etwas an mir. Wurde ernst.

»Du bist dem Tod begegnet, aber du hast nicht getötet«, murmelte er schließlich.

Er war erleichtert, glaube ich. Zündete sich eine Zigarette an und setzte sich auf die Fersen. Dann schwieg er und sah in das zarte Licht von draußen.

Und ich wagte nicht, ihm zu sagen, dass er sich täuschte.

Samuel Akounis

Über Monate hatte ich nicht gewusst, dass Sam Jude war. Er sei Grieche, dabei hatte er es stets belassen. Allerdings hatten wir uns öfter Fragen gestellt, meine Freunde und ich. Er war Ausländer, älter als wir und in allem anders. Ich erinnere mich an einen Tag im April 1974, als wir zum Palais de la Mutualité in Paris marschierten. Wir nahmen die ganze Straße ein. Sam folgte uns wegen seiner Kurzatmigkeit auf dem Bürgersteig. Angespannt, mit verschlossenem Gesicht. Auf unsere Rufe »Palästina wird siegen!« antwortete er mit »Palästina wird leben!«, ohne dass ich mich fragte, welchen Unterschied er zwischen Siegen und Leben machte. Ich trug einen Topf mit grüner Farbe. Die Genossen dahinter hatten weiße, rote und schwarze Farbe dabei. Zwei Stunden vor einer zionistischen Versammlung wollten wir die palästinensische Flagge vor den Eingang des Gebäudes malen.

»Dies ist kein Tag für Flaggen«, hatte Sam protestiert.

Am Tag davor, Donnerstag, dem 11. April 1974, hatten drei Mitglieder der Palästinensischen Befreiungsfront einen Anschlag in der Stadt Kirjat Schmona in Galiläa verübt. Eigentlich wollten sie eine Schule angreifen, die war aber wegen Passah geschlossen. Also gingen sie in irgendein anderes Gebäude und

ermordeten dort achtzehn Menschen, darunter neun Kinder, bevor sie sich selbst töteten.

»Wollen wir die Aktion nicht verschieben?«, fragte Sam.

Er war als Einziger unserer Gruppe gegen die Kriegsmalerei. Wir stimmten über seinen Vorschlag ab. Er stand allein da mit seiner Meinung. Alle anderen fanden, dass dieses Gemetzel nichts am Leid Palästinas änderte.

»Das ist der Preis des Kampfes«, meinte einer von uns sogar.

»Was?«, fragte Sam. »Neun Kinder?«

Er hatte sich erhoben, ruhig und imposant. In den drei Monaten, die er schon als Flüchtling in Frankreich war, hatte ich nie erlebt, dass er laut wurde, die Fäuste ballte oder Zornesfalten zeigte. Bei unseren Kämpfen weigerte er sich, zu einer Eisenstange zu greifen. Ein Molotow-Cocktail, fand er, sei kein Argument. Sam war groß, muskulös und irgendwie knorrig, wie ein alter Olivenbaum. Manchmal hielten die Leute ihn für einen Flic. Seine kurzen grauen Haare zwischen unseren linken Mähnen, sein Tweedjackett, das sich an unseren Blousons rieb. Die Art, wie er einen Ort betrachtete, einen Blick erforschte, nie zurückwich. Oder wie er den Gegner langsam mit seinem Lächeln gefrieren ließ. Wir fürchteten die Polizei, die Rechtsextremen oder einen zionistischen Hinterhalt, er fürchtete nichts dergleichen. Nachdem er die Diktatur, die Schlacht um Athen und das Gefängnis erlebt hatte, waren unsere Kämpfe für ihn eine Art Operette. Das sei kein Urteil über unser Engagement, sagte er. Nur dass am Morgen beim Appell keiner von uns fehlen würde. Dass wir keinen Toten zurücklassen mussten. Unser Zorn sei ein Slogan, unsere Wunde ein blauer Fleck, und unser vergossenes Blut passte in ein Taschentuch. Was er fürchtete, waren Gewissheiten, nicht Überzeugungen.

Einmal hinderte er mich daran, an einer Straßenkreuzung mit den anderen »Polizei – SA, SS« zu brüllen, indem er mich einfach am Arm nahm und mir mit seinen schwarzen Augen tief in meine blickte. Mitten im Tränengas. Dann fragte er mich zwischen zwei furchtbaren Hustenanfällen, ob ich Alois Brunner kenne. Ich schaute ihn verständnislos an, beängstigt von seiner Ruhe. Alois Brunner? Ja, klar, den Nazi-Kriegsverbrecher. Das Gas stank nach Schwefel, unsere Steine mischten den Himmel auf, Schlagstöcke trommelten rhythmisch auf die Schilde. Wir beide standen auf dem Bürgersteig, um uns herum Schreie. Er riss mir meine Eisenstange aus der Hand und warf sie in den Rinnstein. Streifte sein Tuch vom Gesicht und schob mich vor sich her. Ich wehrte mich heftig.

»Spinnst du?«

Er bugsierte mich bis vor den Polizeikordon, wie ein Zivilbeamter, der seine Beute zur Wanne mit den Verhafteten schleppt.

»Na los, Georges, zeig mir Brunner!«

Ganz allein standen wir mitten auf der Straße vor der Bullen-Kette, während die Genossen rundum zurückströmten. Die Polizisten machten sich zum Angriff bereit. Einer von ihnen ging die Reihen entlang und schrie zum Sammeln.

»Und? Welcher ist Brunner? Sag schon!«

Sam ließ mich nicht los. Mit dem Finger zeigte er auf die behelmten Männer.

»Der da? Der da? Wo versteckt sich das Schwein?«

Dann ließ er mich los. Die Polizisten stürmten brüllend auf uns zu. Sam zog eine Haustür auf und schubste mich hinein. Ich weinte und zitterte vor Atemnot. Er erstickte fast. Vor der geschlossenen Tür tobte der Straßenkampf. Schreie, Beschimpf-

fungen, platzende Tränengaspatronen. Ich saß unter den Briefkästen, an die Tür gelehnt. Sam ging neben mir in die Hocke, die Hand gegen die Wand gestemmt, um wieder Luft zu kriegen. Mit dem Finger zog er mir das Tuch vom Mund.

»Da war kein Alois Brunner, Georges. Da waren keine SSler mit Hunden und Peitschen. Also erzähl nie wieder so einen Schwachsinn, okay?«

Ich gab ihm recht. Ein bisschen. Es fiel mir nicht leicht. Ich hätte erwidern können, dass eine Parole ein griffiges Bild ist, eine Zuspitzung, eine Gedankenskizze, hatte aber weder Lust noch den Mut dazu. Ich wusste, dass er recht hatte.

»Lass nicht die Klugheit fahren«, bat Sam.

Dann half er mir beim Aufstehen.

»Brot, Bildung, Freiheit!«, hatten sie in Athen gesungen. Die schönste Losung, die der Zorn Menschen je eingegeben hatte, fand er. Und er, der griechische Widerstandskämpfer, war gegen die Idee mit der Palästina-Fahne. Es sei ein Fehler, sie am Tag nach einem Massaker an eine Straßenecke zu schmieren, wiederholte er. Er war nervöser als sonst. Schaute allen, Jungen und Mädchen, nacheinander in die Augen, um sie zu überzeugen. Er atmete schwer, sein Französisch bröckelte und mischte sich mit seiner Muttersprache, er klang wieder nach Exil. An diesem Tag, glaube ich, sprach insgeheim der Jude aus ihm, der Mensch, der leben wollte, nicht siegen. Als es zur Abstimmung kam, hob er die Hand. Als Einziger. Er hatte verloren. Ich habe dummerweise geklatscht, erinnere ich mich. Wir waren freudig erregt, wie Kinder im Zirkus. Nicht dass wir den Tod der neun Kinder begrüßt hätten, wir feierten nur unsere Entschlossenheit.

»Keiner von euch war je in Gefahr«, sagte Sam.

Er senkte den Blick. Er hätte einfach den Raum verlassen können, aber das war nicht seine Art. Nie hätte er bei Freunden die Tür zugeknallt. Er hatte nur gesagt, was er für richtig hielt. Und erklärte sich sogar freiwillig bereit, uns zu begleiten.

»Damit ihr die Fahne nicht verkehrt rum malt«, erläuterte er, ohne zu lächeln.

*

Im Januar 1974, als Samuel Akounis in mein Leben trat, waren schon zwei Chilenen bei uns. Sie hatten dem Movimiento de Izquierda Revolucionaria angehört und Santiago ein paar Tage nach dem Putsch verlassen. Nach einem Monat in London hatten sie sich für Frankreich entschieden, wegen der Sprache, und für Paris, wegen der Kommune. Sie waren illegal da. Der Grieche war einfach so gekommen. Aus Athen in den Hörsaal 34B der Uni Jussieu, um Zeugnis abzulegen von der Diktatur der Obristen. Der Saal war voll, ich saß ganz vorn auf den Stufen, das rechte Bein ausgestreckt. Ein Schauer ergriff mich: Vor uns stand ein Widerstandskämpfer.

»Ich heiße Samuel Akounis und überbringe euch heute den Gruß der Studenten des Polytechnions, die sich den Panzern der Diktatur entgegenstellten ...«

»Und was ist mit den Studentinnen?«, unterbrach ihn eine Stimme aus dem Saal.

Schweigen. Ein paar Frauen beklatschten die Bemerkung. Der Grieche lächelte. Amüsiert. Sah die junge Frau an, die zwischen den Sitzreihen stand. Aurore.

»Ich dachte, das versteht sich von selbst, Mademoiselle. In Ihrem Land aber anscheinend nicht.«

Sein Französisch war hinreißend, wie eine heimlich erlernte Sprache. Er trank das Glas Wasser, das auf dem Tisch stand, und betrachtete die schweigende Menge. Der Mann neben ihm forderte ihn auf fortzufahren. Es war weder ein Kommilitone noch ein Professor. Er hatte den Saal gemeinsam mit dem Griechen betreten. Sein Gesicht kam mir bekannt vor.

»Also, ich heiße Samuel Akounis und überbringe euch heute die Grüße der Studentinnen und Studenten des Polytechnions, die sich den Panzern der Diktatur entgegenstellten, wobei die Diktatur eigentlich männlich sein müsste ...«

Klatschen, Lachen. Aurore hob die Hand und gab sich geschlagen. Samuel begann zu berichten. Ohne Effekthascherei, eine präzise, düstere Schilderung: Am 14. November 1973 beschließt die Studentengewerkschaft des Polytechnions, die Vorlesungen zu bestreiken. Hunderte Studenten anderer Hochschulen schließen sich an und fordern den Sturz der Diktatur. Nachts versammeln sich Tausende um das Gebäude. Am nächsten Tag kommen die Anwohner zur Verstärkung. Junge, Alte, Familien mit Kindern. Das Polytechnion wird besetzt, das Eingangstor von den Studenten verrammelt. Ein Ordnungsdienst wird aufgestellt. Aufgaben werden verteilt, die Versorgung, Schlafstellen und eine Zugangskontrolle organisiert. Eine Krankenstation wird eingerichtet, ein freies Radio ins Leben gerufen, das in der ganzen Stadt ausgestrahlt wird. Auf den Straßen werden Barrikaden errichtet. Dann kommen Abordnungen der Bauern und Arbeiter. Einfache Leute, die genug haben von den Obristen. Und Nikos Xylouris, der kretische Künstler, der inmitten der Streikenden singt: »Der Feind ist in der Stadt.«